



Sendung vom 16.09.2008, 20.15 Uhr

Dr. Thilo von Trotha  
Redenschreiber  
im Gespräch mit Jochen Kölsch

- Kölsch:** Ich begrüße Sie, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, bei unserem heutigen alpha-Forum. Wenn unser Gast seine Arbeit gut macht, dann bekommt den Beifall dafür ein anderer. Denn unser Gast ist heute Thilo von Trotha, Redenschreiber, Ghostwriter, Verfasser von politischen Reden, "Prominentenflüsterer". Er ist also jemand, der anderen die Worte in den Mund legt. Das ist doch eigentlich ein schrecklicher Beruf, denn Sie denken sich etwas Geniales aus, ein anderer trägt es vor und Sie müssen dann auch noch miterleben, wie der andere bejubelt wird – und keiner weiß, dass in Wirklichkeit Sie die wundervollen Anekdoten, die originellen Aperçus, die witzigen Zitate gefunden haben. Leiden Sie sehr?
- Trotha:** Kein bisschen! Der Steuerberater macht auch eine anständige Arbeit und den Vorteil hat sein Kunde. Auch der Rechtsanwalt macht eine anständige Arbeit: Er führt einen Prozess, aber Gewinner oder Verlierer des Prozesses ist nicht der Anwalt, sondern sein Mandant. Genauso ist es beim Redenschreiben. Ich freue mich, wenn meine Kunden – die nebenbei gesagt, selten aus dem Bereich der Politik kommen, sondern meistens aus dem Bereich der Wirtschaft und ab und zu aus dem privaten Bereich – mit der Rede gut zurecht kommen und damit Furore machen. Ich freue mich dann intensiv darüber und habe kein bisschen Neidgefühl oder Ähnliches.
- Kölsch:** Zum Thema der Redekunst zitieren Sie den amerikanischen Schriftsteller Mark Twain, der ebenfalls mit Redenschreiben viel Geld verdient hat. Er schrieb einmal: "Das menschliche Gehirn ist eine großartige Sache, es funktioniert bis zu dem Zeitpunkt, wo du aufstehst, um eine Rede zu halten." Warum ist das so?
- Trotha:** Das ist vor allem in Deutschland so. Ich glaube, der Grund besteht in erster Linie darin, dass wir es in Deutschland, anders als in den großen Demokratien England, Frankreich und den USA, weniger gewohnt sind, öffentlich zu reden. Jeder von uns bekommt, wenn er nicht gerade mit einem Reißverschluss im Mund geboren ist, mühelos im Sitzen ein Gespräch hin. Aber wenn man aufstehen soll, wenn man alle Blicke der Zuhörer auf sich gerichtet fühlt – das ist bereits bei einer Tischrede so –, dann kommt dieser Effekt. Im Sitzen hatte man noch brillante Gedanken gehabt, und wenn man aufsteht, sind sie weg. Wenn man steht, hat man nicht mehr die Chance, mit dem Reden einfach aufzuhören, so wie im Sitzen. Denn im Sitzen gibt es immer jemanden, der einem dann das Wort

abnimmt. Da ist das also kein Problem. Aber wenn man steht und es fällt einem nichts mehr ein, dann steht man ganz ratlos da. Diese Angst vor dem "Fadenriss" verursacht eine große Hemmung beim öffentlichen Reden. Das kann man eigentlich nur bekämpfen, indem man sich übt im Redenhalten. Und genau das machen eben die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner. Ich habe daher versucht, über den "Verband der Redenschreiber deutscher Sprache" dies auch in Deutschland salonfähig zu machen, was in gewisser Weise auch gelungen ist.

**Kölsch:** In Ihrem Buch, auf das wir gleich noch gezielt zu sprechen kommen werden, sagen Sie: "Wer nicht den Mut hat, über seine Person als Ganzes Auskunft zu geben, der signalisiert vom Rednerpult aus, was er am dringendsten verborgen wissen will, nämlich das Thema: 'Ich habe Angst'." Vielleicht liegt das ja auch daran, dass man so viel sieht, wenn da jemand aufsteht und redet. Diese Angst ist also vielleicht doch berechtigt.

**Trotha:** Die Soziologen haben ermittelt – ansonsten traue ich diesem Berufszweig aber nur begrenzt –, dass selbst in unserer kopflastigen Zeit nur 40 Prozent der Information zwischen den Menschen verbal stattfindet. Die Information wird also überwiegend nonverbal weitergegeben: über Körpersprache, sprechende Blicke usw. In dieser nonverbalen Sprache teilen wir uns dem anderen mit. Wer dann ganz ausdrücklich mitteilt: "Ich will von meiner Person nichts sagen, sondern ich will nur zur Sache reden!", der signalisiert Unsicherheit, Ängstlichkeit. Reden ist ja ein sehr kommunikativer Vorgang: Es wird mit der ganzen breiten Palette der Persönlichkeit eines Redners kommuniziert. Da gehören die gesprochenen Worte und deren geistige Klarheit genauso dazu wie die Sicherheit des Auftretens oder die Fähigkeit, von sich selbst reden zu können. Gerade dies ist eine Kunst, die in Deutschland sehr wenig geübt ist: Da können wir viel von den Amerikanern lernen! Denn bei denen ist es selbstverständlich, in der Rede auch sehr persönlich zu sein, auch eigene Erfahrungen, eigene Wertungen, eigene Urteile reinzubringen. Der Deutsche klemmt sich stattdessen viel lieber hinter Zahlen und Fakten und hinter Parteiungen oder Unternehmensmeinungen. Er ist also nicht so gerne persönlich, was aber der Kommunikation insgesamt nicht gut tut.

**Kölsch:** Sie sagen, das kann man lernen. Der Normalmensch hingegen denkt, reden muss man entweder können, weil man von der Natur das Talent dazu geschenkt bekommen hat, oder man lässt es. Sie hingegen zitieren da die alten Römer, die bereits sagten: "Der Dichter wird geboren, der Redner geschaffen" – "Poeta nascitur, orator fit". Ist das also mehr erlernbares Handwerk als Begabung? Kann das jeder lernen?

**Trotha:** Ich bin sehr stolz, dass Sie mein Buch so gut gelesen haben, das freut mich sehr. Ja, ich denke, im Prinzip kann das jeder lernen. Talent schadet nichts und ist natürlich wie bei allen Berufen förderlich: Das gilt genauso für den Maurer oder den Bierbrauer oder eben den Redner respektive Redenschreiber. Begabung schadet also nichts, aber letztlich ist Übung, Übung und noch einmal Übung das Allerwichtigste. Die braucht es, um z. B. diese Angst überwinden zu können: "Ich habe jetzt einen Fadenriss und dann falle ich durch, denn das Publikum ist eigentlich eine wilde Gruppe von Löwen, die mich sofort zerreißt, sowie ich eine kleine Kunstpause oder einen winzig kleinen Fehler mache." Aber das ist natürlich alles nicht so.

Das heißt, diese Angst muss man abbauen, auch z. B. die Angst vor den Fernsehzuschauern, denn das sind ja alles liebe und freundliche Menschen, ebenso wie die Zuhörer einer Rede. Deswegen gibt es also keinen Grund, sich hier fürchterlich in Angst zu stürzen.

**Kölsch:** Ihnen ist dies alles ja auch nicht in die Wiege gelegt worden. Ihre Wiege stand in Gera: Sie sind 1940 im Krieg geboren und lebten anschließend in der DDR. 1955 sind Sie jedoch mit 15 Jahren als politischer Flüchtling nach Westdeutschland gegangen. Das klingt ja doch recht abenteuerlich: mit 15 Jahren bereits ein politischer Flüchtling!

**Trotha:** Ja, das würde man nach heutigen Maßstäben auch durchaus als abenteuerlich bezeichnen. Ich ging damals ohne Eltern in den Westen. Als 15-Jähriger war man in meiner Jugendzeit noch weniger auf das Leben rundum vorbereitet, als das heute der Fall ist. Ich glaube, die heutigen 15-Jährigen sind den 15-Jährigen des Jahres 1955 tendenziell doch überlegen, weil sie erfahrener sind, weil sie weltgewandter sind. Ich war jedoch auf die Dinge in keiner Weise vorbereitet. Ein politischer Flüchtling war ich deswegen, weil ein Mensch mit meinem Namen im Arbeiter- und Bauernstaat besonders kritisch beäugt wurde. Man sperrte mir dann auch den Zugang zur Oberschule mit der Bemerkung, ich hätte mich noch nicht hinreichend für den Arbeiter- und Bauernstaat eingesetzt. Gemäß den inneren Strukturen der DDR war es dann so, dass ich entweder irgendwo eine Lehre hätte anfangen müssen oder in den Westen gehen musste. Meine Mutter hat mich dann auch ganz konkret danach gefragt – mein Vater war im Krieg gefallen, ihn habe ich also ad personam nie kennengelernt. Sie fragte mich: "Was willst du?" Ich glaube, ich habe damals nicht die Freiheit oder die Grundrechte oder das Grundgesetz der Bundesrepublik gewählt, sondern ich habe als 15-jähriger Bub das Abenteuer gewählt. Also habe ich gesagt, dass ich selbstverständlich in den Westen gehe. Das war dann aber teilweise in den ersten Jahren sehr, sehr schwierig für mich. Ich hatte keinen familiären Anschluss, ich kannte niemanden. Durch Zufall oder auch durch ungeschickte Regie eines Herrn im Hintergrund, der zu meiner Mutter gesagt hatte, er würde sich im Westen so ein bisschen um mich kümmern, bin ich dann in einem Internat gelandet, das praktisch ein Internat für Schwererziehbare war. Ich selbst war aber gar nicht schwererziehbar und fühlte mich auch nie so recht schwererziehbar. Dort bin ich jedenfalls in einer Art und Weise mit der Härte der Realität des Lebens konfrontiert worden, auf die ich in meinem doch recht zarten Alter nicht vorbereitet war.

**Kölsch:** Hat Ihnen diese Zeit fürs Leben etwas mitgegeben?

**Trotha:** Puh, es heißt ja, was einen nicht umbringt, macht einen hart und Härte sei gut. Ich weiß nicht, ob ich hart geworden bin. Sicherlich hatte diese Zeit auch Vorteile für später, denn bei allen weiteren Klippen meines Lebens habe ich mir – teilweise mit dem Kopf, aber noch mehr im inneren Gespräch, ohne dabei den Kopf einzuschalten – z. B. immer wieder gesagt: "Ich habe das damals durchgestanden und deswegen schaffe ich das jetzt auch!" Insofern war das auch eine gute Vorbereitung aufs Leben.

**Kölsch:** Sie sind dann nach dem Abitur von den Schwererziehbaren zu den Juristen gewechselt, denn Sie studierten Jura. Nach dem Studium arbeiteten Sie als Referent in einem Ministerium, gingen dann aber doch relativ schnell zum

Redenschreiben über. Ich habe nicht so ganz rekonstruieren können in meiner Recherche, was dafür eigentlich das Motiv gewesen ist.

**Trotha:** Es gibt in Deutschland ja keine Laufbahn als Redenschreiber. Jeder, der mit Redenschreiben zu tun hat, ist ein "Opfer" des Zufalls. Es wird immer gerne gesagt, er sei dazu gekommen wie die Jungfrau zum Kinde. Ich selbst habe im ersten Jahr meiner Referendarzeit – die Juristen haben sich ja nach dem ersten Staatsexamen auf ein zweites vorzubereiten – hier in München meine Dissertation geschrieben und bin dann nach Bonn zurückgegangen. Damals saßen die Regierung und das Parlament ja noch in Bonn. Dort war ich zwei Jahre lang als wissenschaftlicher Mitarbeiter für einen Abgeordneten tätig. Dabei hieß es dann bereits zum ersten Mal: "Schreiben Sie doch mal eine Rede, junger Mann!" Ich habe das dann auch tatsächlich gemacht. Ich hatte ja in der Schule schon gerne Schulaufsätze geschrieben. Das heißt, ich fühlte mich zum Schreiben immer schon ein bisschen ermuntert. Die Rede wurde zwar nicht genommen, aber sie war immerhin nicht so schlecht, dass nicht Anschlussaufträge kamen von diesem Abgeordneten selbst und von Kollegen von ihm. So habe ich, bevor ich dann mein zweites Staatsexamen gemacht habe, vielleicht fünf, sechs oder vielleicht auch zehn Reden geschrieben. Auf diese Weise habe ich mich dem Metier des Redenschreibens schon mal ganz zwanglos genähert.

**Kölsch:** Sie wechselten dann ein paar Jahre später, genauer gesagt 1974, ins Kanzleramt unter Bundeskanzler Helmut Schmidt.

**Trotha:** Dorthin bin ich als Fachmann vom Bauministerium gekommen, wo ich vorher tätig gewesen bin. Auch hier steuerte dann wieder der "Gevatter Zufall" hilfreich mein Schicksal. Ich vertrat dort einen Freund in der Redenschreiberstube des Bundeskanzlers während dessen Urlaub – und blieb dort sechs Jahre hängen. Ich habe in dieser Zeit unter der sehr strengen und sehr fordernden, aber auch qualitativ hoch anspruchsvollen Ägide des Bundeskanzlers das Metier des Redenschreibens so gelernt, dass ich mich anschließend auch wirklich sicher gefühlt habe dabei. Ich hatte als freier Redenschreiber selbst dann noch, als ich für furchtbar wichtige Leute unendlich komplizierte Dinge in eine Rede zu packen hatte, wirklich immer das Gefühl: "Ich habe Helmut Schmidt zufrieden stellen können, da wird mir auch dieser Auftrag zufriedenstellend gelingen!"

**Kölsch:** Das war also so wie mit dieser Schule, diesem Internat für Schwererziehbare. Das Nächste war dann quasi Helmut Schmidt: Ich stelle mir vor, er war ein anspruchsvoller Erzieher für einen Redenschreiber. 1980 verließen Sie das Kanzleramt, blieben allerdings Beamter und haben nebenbei immer noch ganz intensiv das Redenschreiben betrieben. Das ging als Beamter?

**Trotha:** Ja, das ging. Das habe ich gemacht und das ging auch. Das war dann sogar einmal Gegenstand einer Kleinen Anfrage im Deutschen Bundestag. Das ist also wahrgenommen worden, aber eben auch als ordnungsgemäß akzeptiert worden. Ich habe das aus persönlicher Leidenschaft gemacht. Es war nämlich so, dass meine Tätigkeit im Ministerium mit dem Redenschreiben nichts mehr zu tun hatte. Ich hatte jedoch sehr schnell herausgefunden, dass man nicht nur das Redenschreiben lernt durch Praktizieren, sondern dass man das auch wieder sehr schnell verlernt,

wenn man das nicht praktiziert. In den sechs Jahren, als ich Kanzlerreden geschrieben hatte, war es nämlich immer so gewesen: Vor der Sommerpause fiel mir das Redenschreiben leichter als nach der Sommerpause, die oft ein oder gar zwei Monate lang war und in der das Redenschreiben nur sehr schleppend betrieben wurde, weil man in dieser Zeit die Akten ordnete, die Köpfe durchlüftete usw. Nach so einer Sommerpause war es dann jedes Mal wieder ein wenig schwierig hineinzukommen ins Redenschreiben. Diese Fertigkeit musste sozusagen aufs Neue durch Üben geschmiert werden. Nach diesen sechs Jahren hatte ich einfach die Sorge, diese bei Helmut Schmidt mühsam erlernte Kunst des Redenschreibens wieder zu verlernen. Noch in meiner Zeit im Kanzleramt hatte ich einmal einen Industriellen getroffen, der mich fragte, ob ich nicht auch einmal für ihn eine Rede schreiben könnte, was ich dann auch gemacht habe. Diese Kunst habe ich mir dann also nach meinem Ausscheiden aus dem Kanzleramt erhalten, indem ich sie nebenbei weiterhin praktiziert habe.

**Kölsch:** Das blieb dann sogar Ihr Lebensthema: Sie sind dafür bekannt geworden und auch deswegen heute bei uns im Studio. Sie haben nämlich anschließend eine Agentur für Reden und Texte gegründet, eine Akademie fürs Redenschreiben und eine Agentur mit dem Namen "Rent a Ghost", bei der man sich einen Ghostwriter vermitteln lassen kann. Und schließlich haben Sie den Verband der Redenschreiber deutscher Sprache gegründet, um dieses Thema des Redenschreibens in Deutschland stärker zu popularisieren. Was war daran für Sie die Faszination?

**Trotha:** Ich habe ganz einfach gesehen, dass man sich in Deutschland – damals noch mehr als heute – sehr schwer tat mit dem Projekt "Rede". Das wurzelt in vielen Dingen und eine der Wurzeln sind sicherlich die grauenhaften und furchtbaren Erfahrungen des Dritten Reichs, wo ja mit Rede grauenhaftes, furchtbares Unrecht getan wurde, wo Verführung der Menschen mittels Rede praktiziert wurde. Gut reden können, überzeugend reden können: Dieses Können enthält ein Element der Verführung. Dass man das in Deutschland so sieht, hat auch mit der deutschen Philosophie zu tun.

**Kölsch:** Sie meinen die Vermutung, dass es beim guten Reden immer um Verführung ginge.

**Trotha:** Das ist mehr als eine Vermutung, das ist geradezu ein Verdacht. Schon der Philosoph Immanuel Kant hat sich z. B. ganz explizit gegen Rhetorik und gegen das Üben von Rhetorik ausgesprochen. Er stützte sich dabei auf Platon, der sich einmal – allerdings nur in Bezug auf die Sophisten -- negativ über die Rhetorik geäußert hat. In vielen philosophischen Vorstellungen von großen und berühmten deutschen Philosophen wird die Rhetorik wirklich nur sehr skeptisch behandelt. Im Dritten Reich hat diese Vorstellung dann ja auch in der Tat ihre Bestätigung gefunden. Dies alles führt also dazu, dass man in Deutschland sehr zurückhaltend ist in Bezug auf Rhetorik. Das führt dann aber in der Konsequenz auch dazu, dass wir Deutsche in internationalen Gremien oft ungeheuer täppisch auftreten. Wer sich von unseren Zuschauern in internationalen Gremien auskennt, wird das bestätigen, denn er wird immer wieder erfahren haben, dass die Italiener, die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner usw. sehr eloquent und überzeugend auftreten, während die Deutschen, die oft ja am meisten Geld

in solche Gremien gesteckt haben, mit sehr plumper Geradheit auftreten. Ich will das moralisch gar nicht in Misskredit bringen, aber sie treten wirklich oft sehr plump, sehr gerade, sehr teutonisch auf. Im Kreise derer, die sich tänzelnd, elegant und Florett fechtend bewegen, finden sie damit natürlich nur relativ wenig Gehör. Ich habe einfach gemerkt, dass Deutsche – nicht jeder Einzelne, aber doch tendenziell – in internationalen Gremien anderen unterlegen sind. Ich habe festgestellt, dass das natürlich kein Zufall ist. Die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner usw. lernen es von Kindesbeinen an, sich frei in der Rede zu bewegen: dies aber nicht per Zwang oder Gesetz, sondern wenn man dazu Lust hat. Wer also dort Lust dazu hat, hat die Möglichkeit, sich in Debating Clubs usw. zu üben. Und wenn man sich darin übt, dann ist man auf diesem Gebiet einfach besser. Deswegen war es auch mein persönlicher Ehrgeiz, dieses Problem in Deutschland erstens zu thematisieren und zweitens, von den ausländischen Erfahrungen lernend, dieses Thema bei uns zu etablieren, damit wir in ein, zwei oder drei Generationen dann auch mit den anderen mithalten können.

**Kölsch:**

Sie haben jedoch selbst schon gesagt, dass es eigentlich Zufall war, dass Sie im Kanzleramt in diese Redenschreiberstube kamen, um dort dann von Helmut Schmidt das Redenschreiben zu lernen. Wie muss man sich das eigentlich näher vorstellen? Da gab es also einen gestrengen Kanzler, der Ihnen sagte, Sie sollen diese und jene Rede schreiben. Sind Sie dann mit den ersten Reden quasi zitternd zu ihm gegangen, um sich von ihm kritisieren zu lassen?

**Trotha:**

Durchaus zitternd und vor allen Dingen mit lebhaftem Leben in der Achselhöhle und Schwitzhändchen. Das ist letztlich immer so geblieben. Ich habe diesen Mann nämlich wirklich ungeheuer bewundert und tue dies bis zum heutigen Tag. Heute kann ich ihm allerdings frei und mühelos begegnen, erstens, weil ich älter geworden bin, und zweitens, weil wir nicht mehr in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Aber damals war es so. Er hatte immer ein Team von drei bis fünf Redenschreibern. Ich war also nie der einzige Redenschreiber. In diesen Jahren zwischen 1974 und 1980, als ich für ihn Reden schrieb, war es so üblich, dass einer alleine eine Rede schrieb: Erst wenn man eine Rede letztlich abgegeben hatte und sie dem Kanzler vorgelegt worden war, bekam man den nächsten Auftrag. Vor allem später in meiner freien Tätigkeit als Redenschreiber habe ich dann folgende Erfahrung gemacht: Je besser der Redner ist, umso angenehmer ist das Leben des Redenschreibers. Helmut Schmidt konnte mit einer mäßigen Rede immer noch brillant auftreten, weil er einfach ein genialer und großartiger Redner war und ist. Ich habe in der gleichen Zeit auch für andere Politiker geschrieben, ich will hier aber jetzt keine Namen nennen, vor allem weil die meisten von ihnen mittlerweile schon gestorben sind. Diese Politiker bzw. Politikerinnen waren als Redner weit schlechter als Helmut Schmidt – insbesondere eine bestimmte Dame habe ich dabei in schlechter Erinnerung. Diese Dame war sehr, sehr unsicher und hat einem das Leben als Redenschreiber wirklich schwergemacht. Da brauchte nur ein Komma nicht richtig gesetzt sein und schon bestand die Tendenz bei ihr, daraus ein großes Drama zu machen. Bei Helmut Schmidt war das hingegen nie der Fall: Der hat das Komma selbst gesetzt und der Fall war in Ordnung. Nur dann, wenn die Rede in ihrer Statik falsch war, wenn sie also falsch angelegt war oder ganz grobe Fehler enthielt, holte er einen zu sich

und man musste nacharbeiten und die Sache korrigieren. Das kam aber nur relativ selten vor, weil er eben, wie gesagt, als genialer Redner die meisten Dinge selbst richtigstellte.

**Kölsch:** Sie beschreiben ihn ja auch als einen Redner, der gelegentlich sagte: "So, jetzt stecke ich mal das Manuskript weg, das mir meine Redenschreiber hierher mit auf den Weg gegeben haben, und sage Ihnen mal, was ich wirklich denke und meine." Waren das Formulierungen, die Sie oder andere Redenschreiber ihm bereits in die Rede hineingeschrieben haben?

**Trotha:** Das ist zuerst einmal ein Trick, den alle Redner machen, das beschränkt sich also nicht auf Helmut Schmidt. Als ich das damals jedoch in meinem Buch geschrieben habe, wusste ich das nur von Helmut Schmidt. Später habe ich dann aber gelernt, dass das auch Schröder und andere so machten bzw. machen.

**Kölsch:** Das steht also im Manuskript so drin?

**Trotha:** Nein, nein, natürlich nicht, aber damit bekam man den Beifall des Publikums. Helmut Schmidt liebte es, am Pult stehend die Blätter des Manuskripts zusammenzuschieben und mit ihnen auf das Pult zu klopfen. Jeder sah dann dieses Bündel Seiten in seinen Händen. Und dann sagte er: "So, meine Damen und Herren, ich lege jetzt mal das Manuskript zur Seite" – jeder konnte sehen, dass er es wirklich zur Seite legte – "und will Ihnen mal sagen, was ich wirklich denke." Er trug dann aber genau die Dinge vor, die im Manuskript standen. Das ist ein ganz erlaubter, sehr humaner und netter Trick. Eine andere Geste von ihm habe ich ebenfalls in sehr guter Erinnerung. Er sagte z. B. immer wieder mal: "Zu einem Redenschreiber gehört auch ein Schauspieler! Und das kann ich!" Er war also sehr überzeugt von sich.

**Kölsch:** Als Schauspieler?

**Trotha:** Ja. Denn er war überzeugt davon, dass es für einen Redner notwendig ist, auch schauspielern zu können. Und er wusste, dass er das kann.

**Kölsch:** Erstaunlich.

**Trotha:** Es gab also durchaus Szenen, in denen er das Manuskript vor sich hatte und darin ein Gedanke seinem Kulminationspunkt entgegengieße. Man konnte dabei regelrecht sehen, wie er aus dem Kopf ein Wort runter auf die Zunge holte, es schmeckte und dann verwarf, wie er ein neues Wort aus dem Kopf auf die Zunge runter holte, es aber erneut verwarf. Dann legte er eine kleine Kunstpause ein, um die Spannung auf die Höhe zu treiben, um letztlich genau das Wort zu sagen, das im Manuskript stand. Aber das sind völlig erlaubte Tricks. Obwohl ich finde, dass das Wort "Trick" hier einen falschen, negativen Beigeschmack hat. Das sind einfach erlaubte Spielwiesen des Redners. Und das Publikum liebt so etwas natürlich auch. Ein guter Redner muss einfach auch so auftreten, dass das Publikum ihn liebt. Denn warum soll es zuhören, wenn es den Redner nicht mag?

**Kölsch:** Es braucht also doch Talent dafür?

**Trotha:** Ja, schon, aber schauspielerisches Talent.

**Kölsch:** Kann der Redenschreiber hier dem Redner auch auf die Sprünge helfen, indem er quasi Regieanweisungen in die Rede einbaut?

**Trotha:** Das lehne ich immer ab, ich mache das nicht! Denn ich empfinde das als eine Manipulation durch den Redenschreiber. Bei Helmut Schmidt war das nicht nötig; er war darin ohnehin 100 Mal besser als ich, denn ich hatte das alles ja erst von ihm gelernt. Heute, als freier Redenschreiber, mache ich das auch nicht, weil ich es letztlich als eine Manipulation des Redners empfinde. Ich versuche also meine Texte so zu machen, dass er das spürt. Ich unterstreiche höchstens mal ein Wort, wenn es ganz wichtig ist. Wie er es dann präsentiert, da will ich ihm keine Vorschriften machen. Das muss er aus seiner eigenen Natur heraus machen. Wenn er es zögerlich tut, dann soll er es zögerlich tun. Und wenn er es hastig macht, weil das seiner Natur entspricht, dann muss er es eben hastig machen. Denn dahinter steht bei mir auch die Überlegung, dass die Leute sofort spüren, wenn einer hier schauspielert und nicht er selbst ist, wenn er also im Augenblick eine Marionette von irgendjemandem ist. So etwas spüren die Menschen sofort, wie man ja auch im Zweiergespräch sofort das Gefühl hat: "Ach, ich glaub' dem nicht!" Man weiß zwar in der Regel gar nicht warum, aber man glaubt ihm einfach nicht. Wer also schauspielert, der muss das gelernt haben. Auf der Theaterbühne ist es so, dass der Vorhang aufgeht und man sich – wenn es gut gemacht ist – bereits nach einer Minute in eine andere Zeit versetzt fühlt. Aber genau das haben die Menschen auf der Bühne ja auch gelernt, nämlich zu schauspielern. Der Redner, der das nicht so kann, wirkt dann plötzlich unglaubwürdig und wird unsicher. Deswegen mache ich meine Manuskripte ohne "Regieanweisungen". Wenn ich dann gefragt werde, wie die Rede vorzutragen sei, dann ermutige ich die Leute immer: "Nehmen Sie ruhig ein anderes Wort, wenn Ihnen ein Wort nicht gefällt. Machen Sie es so, dass die Rede Ihrer Sprache entspricht. Seien Sie originär Sie selbst und unverstellt, wie Sie eben sind, auch in der Redesituation."

**Kölsch:** Helmut Kohl, der Nachfolger von Helmut Schmidt, war ja relativ unverstellt, aber dennoch lange Zeit kein brillanter Redner – vielleicht sogar nie. Trotzdem war er aber so lange Kanzler wie keiner vor ihm und konnte seine Macht durchaus erweitern aufgrund seiner Art, sich zu artikulieren.

**Trotha:** Ja, das führt uns auf einen interessanten zusätzlichen Gesichtspunkt. Ein guter Redner muss noch lange kein guter Handelnder sein. Wir kennen ja viele Leute, die brillant reden und entweder gar nicht handeln oder unsicher und schlecht handeln. Das heißt, das eine folgt nicht aus dem anderen.

**Kölsch:** Und vice versa.

**Trotha:** Ja, das stimmt. Es gibt ja auch den wunderbaren Spruch eines englischen Premierministers, dessen Name ich jetzt vergessen habe. Mit Bezug auf Großbritannien meinte er: "In unserem Land kann einer alles werden, wenn er gut reden kann." Das gilt in Deutschland nicht: Die meisten Leute, die in Deutschland was geworden sind, können nicht gut reden. Ob das ein Vorteil oder ein Nachteil gegenüber den Briten ist, wage ich nicht zu behaupten, aber unter redetechnischen Gesichtspunkten ist das sicherlich bedauerlich, und unter dem Gesichtspunkt der internationalen Reputation sicherlich ebenfalls. Man kann also ein miserabler Redner und dennoch ein wunderbarer Unternehmer sein. Ich schreibe ja jetzt viel für Unternehmer: Warum soll jemand, der einen Betrieb mit 500 oder 1000 Angestellten erfolgreich führt, auch noch ein guter Redner sein? Das muss er doch gar

nicht! Er geht ja auch zum Arzt, wenn er krank ist; er geht zum Rechtsanwalt, wenn er Rechtsprobleme hat; er geht zum Steuerberater, wenn er Steuerprobleme hat: Da soll er doch bitte einen Redenschreiber engagieren, wenn er selbst seine Möglichkeiten in der Mitteilungsfähigkeit als begrenzt erachtet. Ich kann so einen Unternehmer ja nur loben, weil er das erkennt. Zu bedauern ist ja bloß der Mensch, der das von sich selbst nicht weiß, der die anderen langweilt mit seinen langweiligen Reden. Warum sollte also ein Unternehmer, der weiß, dass er das nicht gut kann, nicht zu einem Menschen gehen, der Erfahrung hat auf diesem Gebiet, und sich von ihm helfen lassen?

**Kölsch:** Sie haben in Ihrem Buch ja auch so schön geschrieben: "Reden professionell vorbereiten. So gewinnen Sie Ihre Zuhörer!" Das ist ja das, was jeder Redner gerne erreichen würde. Sie sollten uns also doch ein bisschen das Geheimnis verraten, wie man als Redenschreiber so in die Person hineinschlüpfen kann, für die man eine Rede schreibt, dass diese Rede wirklich als zu dieser Person passend empfunden wird, dass sie also authentisch ist.

**Trotha:** Das ist natürlich eine Übungssache. Ich mache es so, dass ich lange mit dem Kunden spreche: mindestens 20 Minuten, besser noch eine halbe Stunde. Am liebsten ist es mir, wenn ich über das Thema der Rede vom Redner selbst oder von einem seiner Mitarbeiter rundum informiert werde, sodass ich auf Augenhöhe mit dem Redner sprechen kann, weil ich auf dem gleichen Informationsstand bin. Und dann lege ich ganz großen Wert darauf, 20 bis 30 Minuten mit ihm direkt zu sprechen oder zu telefonieren. Seine Sprache, sein Umgang mit der Sprache, die Vokabeln, die er benutzt, die Zusammenhänge, die er sieht usw. vermitteln mir dabei sehr viel Kenntnis über ihn als Person. Das reicht mir. Kolleginnen und Kollegen von mir müssen hingegen unbedingt mit dem Redner zusammensitzen, um ihn sehen zu können. Ich brauche das nicht, da hat also jeder so seine eigene Methode. In die Person des Redners hineinzuschlüpfen, betreibe ich nur begrenzt. Denn wir müssen ja, wenn wir ehrlich sind, zugeben, dass es so gut wie unmöglich ist, eine Person umfassend kennenzulernen. Ich bin seit über 30 Jahren verheiratet und würde dennoch nie behaupten, dass ich meine Frau rundum kenne. Und wenn wir ganz ehrlich sind, müssen wir sogar zugeben, dass man sich noch nicht einmal selbst ganz genau kennt. Der Versuch, in einen Menschen hineinzuschlüpfen, den man nur über den Beruf kennt und nicht über die Familie, über Freundschaften usw., wird daher immer nur sehr begrenzt möglich sein. Ich denke, der Mensch redet auch nicht in allererster Linie aus seiner Person heraus, er redet in allererster Linie aus seinem Amt heraus. Ich nenne Ihnen mal ein Beispiel. Der Bürgermeister von München wird 80, 90 Prozent seiner Entscheidungen immer gleich treffen, und zwar egal ob er ein Mann, eine Frau, ob er alt oder jung, ob er in der CSU oder in der SPD ist. Das heißt für den Redenschreiber, er muss sich in allererster Linie intensiv in das Amt des Redners hineindenken – und dann erkennbare Marotten berücksichtigen wie z. B. das Vermeiden von Fremdwörtern, die häufige Verwendung von Zitaten usw.

**Kölsch:** Bei Helmut Schmidt waren das eben Begriffe, die auf der internationalen strategischen Bühne viel Eindruck machten.

**Trotha:** Ja, natürlich.

**Kölsch:** Sie gehen also in das Amt, in die Rolle hinein. Trotzdem muss daraus ja noch keine Nähe entstehen, also eine Ähnlichkeit in der Sprache, die der Redner verwendet.

**Trotha:** Wenn ich eine Rede schreibe, denn stehe ich gedanklich und emotional genauso am Pult wie der Redner. Ich verfertige diese Rede, als ob ich zum Publikum sprechen würde.

**Kölsch:** Als ob Sie Bundeskanzler wären.

**Trotha:** Ja, da redete ich tatsächlich als Bundeskanzler. Wenn ich für eine Frau schreibe, dann bin ich Frau. Wenn ich für einen Unternehmensboss schreibe, dann bin ich Unternehmensboss in dem Augenblick, in dem ich die Rede diktiere. Denn ich schreibe die Rede nicht, ich diktiere sie gleich in ein Diktiergerät. Ich lasse mich auch genau darüber informieren, vor wie vielen Menschen diese Rede gehalten wird, welche Menschen das sind, wie ihre Altersstruktur und ihre Geschlechtszugehörigkeit sind, warum sie anwesend sind, was sie also mit dem Thema der Rede überhaupt zu tun haben. Mich interessiert auch, ob der Redner ein Pult hat, ob er ein Mikrofon hat. Ich stehe dann, wenn er ein Pult hat, am Pult und gucke in das imaginäre Publikum hinein und fühle mich dann genau wie der Redner bzw. die Rednerin, für die ich schreibe. Ich mache diese Rede dann so, wie ich sie halten würde. Das wird dann natürlich in der Wortwahl nicht immer mit jedem Kunden übereinstimmen. Aber viele fühlen sich eben doch mit diesen Worten von mir gut aufgehoben. Ich erlebe es jedoch immer wieder, dass mich ein Kunde anruft und sagt: "Darf ich dieses oder jenes Wort ändern?" Darauf sage ich dann immer: "Bitte schön, Sie haben diese Rede gekauft, Sie können damit machen, was Sie wollen!" Ich rate, ich empfehle es den Kunden sogar, eine Wortwahl, einen Gedankengang, der nicht ganz genau ihrer Vorstellung entspricht, zu ändern, damit das ihrer Vorstellung entspricht. Es gibt ja einen Antizipationsprozess des Redners: Er antizipiert den Text, die Rede, macht sie für sich dienstbar. Das heißt, er liest den Text und findet einige Passagen gut. Ich hoffe natürlich, dass das möglichst viele sind. Warum findet er sie gut? Einzig und allein nur deswegen, weil sie seiner Meinung entsprechen. Denn andernfalls fände er sie nicht gut. Die Passagen, die er nicht gut findet, findet er daher aus diesem einzigen Grunde nicht gut: Weil sie seiner Meinung nicht entsprechen. Es gibt noch einen Fall, der dazwischen liegt: Der Text entspricht nicht so ganz seiner Meinung, schon so in etwa, aber eben doch nicht ganz. Diese Stellen muss er dann eben seiner eigenen Meinung anpassen. Am Ende ist also der Text, der vorgetragen wird, der Text des Redners und nicht der Text von Thilo von Trotha. Ich war damals ja noch ein relativ junger Kerl: Sie dürfen mir glauben, die Reden, die Helmut Schmidt gehalten hat, waren keine Trotha-Reden. Nein, es waren originale Schmidt-Reden, die er gehalten hat.

**Kölsch:** Thilo von Trotha musste also in diesen sechs Jahren mental quasi zu einem kleinen Helmut Schmidt werden, wenn er sich geistig z. B. immer hinter das Redepult bei irgendwelchen internationalen Konferenzen gestellt und zu sich selbst gesagt hat: "Wenn ich hier mit den Staatschefs der Welt spreche, dann rede ich jetzt wie folgt!"

- Trotha:** Ja. Aber ich musste natürlich schon auch immer wissen, was ich dem Helmut Schmidt an Gedanken zumuten kann. In Bezug auf Neues war er z. B. sehr zögerlich. Was in der Kunst und in der Wissenschaft als Plagiat bezeichnet wird, nennt sich in der Politik ja Kontinuität. Das heißt, man muss in der Politik sehr schön vorsichtig sein im Einbringen von neuen und überraschenden Gedanken. Aber wenn man aufgrund von Erfahrung das alles so ein bisschen im Hinterkopf hat, ist es im Prinzip so, dass ich mich als Bundeskanzler gefühlt habe beim Schreiben. Ich fühle mich, wie gesagt, ja auch als Frau. Ich schreibe nicht sehr viel für Frauen, aber eben doch immer wieder. Ich versuche dann wirklich, mich so gut es geht – was ja für einen Mann nicht so ganz leicht ist – in eine Frauenrolle hineinzudenken.
- Kölsch:** Was macht das dann aus Ihnen, wenn Sie sich so identifizieren, wenn Sie sich vor allem über längere Zeit so mit einem Bundeskanzler identifizieren? Bekommen Sie dann selbst ein Rollenproblem? Was ist dann mit dieser Rede? Ist das dessen Rede, ist das Ihre Rede? Wie empfinden Sie das dann? Denn Sie schreiben, dass das immer die Rede des Redners sei. Dabei haben aber doch Sie die Rede geschrieben, Sie haben sich hineingefühlt in den Redner. Und dennoch sagen Sie, das sei dann seine Rede.
- Trotha:** Der Schuster sagt auch, er habe den Schuh gemacht. Aber dann verkauft er ihn und ein anderer schlüpft in ihn hinein und geht damit weg. Genauso ist es mit allen anderen Produkten, die wir uns in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft von anderen liefern lassen – auch für das Redemanuskript gilt das. Der Redner macht sich dann diese Rede zu eigen, wie ich vorhin zu beschreiben versucht habe. Und am Ende ist das dann eben auch seine Rede. Wir reden ja alle eine Sprache, die wir nicht selbst erfunden haben, wir tragen alle Kleider, die wir nicht selbst gemacht haben usw. Ein breiter Teil des Publikums meint nun, dass bei einer Rede die Regeln völlig anders seien. Aber auch hier sind die Regeln in etwa die gleichen.
- Kölsch:** In Ihrem Buch haben Sie ja eine Reihe von Regeln aufgestellt. Was macht denn, in wenigen Worten skizziert, eine gute Rede aus? Wann ist eine Rede eine gute Rede?
- Trotha:** Sie spielen damit auf die sieben Sterne an, von denen ich in meinem Buch geschrieben habe und die ich auch in meinen Seminaren, die ich in der Akademie für Redenschreiben gebe, immer wieder zu publizieren und zu verdeutlichen versuche: Die Rede muss persönlich sein, sie muss wahrhaftig sein, sie muss klar in der Sprache sein, sie soll bildhaft sein usw. Auf die anderen Punkte komme ich jetzt gerade nicht, aber sie sind in meinem Buch jedenfalls wunderbar nachzulesen. Die Seminare bestehen also im Kern darin, unter Berücksichtigung dieser sieben Punkte genau zu schauen, was man tun muss, damit Wahrhaftigkeit in die Rede kommt bzw. nicht der Eindruck mangelnder Wahrhaftigkeit entsteht. Was muss und kann man tun, damit man eine klare, verständliche und kommunizierende Sprache spricht und keine vernebelnde Sprache? Was muss man machen, um die eigene Persönlichkeit in die Rede hineinzubekommen, ohne gleich in einen weinseligen, ichbezogenen Duktus abzugleiten?
- Kölsch:** Sie hatten vorhin gesagt, dass Sie von Helmut Schmidt das Redenschreiben gelernt haben. Ich vermute mal, dass Helmut Schmidt seinerseits keine Redenschreiberschule besucht hat – abgesehen davon,

dass es sie damals auch noch gar nicht gegeben hat. Konrad Adenauer, ebenfalls ein toller Redner, hat auch nie eine solche Schule besucht, genauso wenig wie Franz Josef Strauß. Deshalb stellt sich für mich die Frage, ob eine gute Rede letztlich nicht doch von der Persönlichkeit des Redners abhängt.

- Trotha:** Die von Ihnen zitierten Herren hatten diese Persönlichkeit ganz sicher – wobei ich jedoch eine gewisse Klammer um Herrn Adenauer setzen möchte. Sie hatten jedenfalls dieses rednerische Talent. Wie sie dieses Talent ausgebildet haben, weiß ich nicht, aber auch sie werden es im Prinzip durch Übung geschult haben. Helmut Schmidt kam damals als Soldat aus dem Krieg: Er hat mit Sicherheit keine rednerische Schulung durchlaufen. Aber er hatte eben ein bestimmtes Talent dafür, hat gemerkt, dass er das gut kann: Deswegen wird er das dann bewusst oder unbewusst weiter geübt und intensiviert haben. Das erleben wir auf der politischen Bühne ja immer wieder. Solange ich lebe, gab es in Deutschland keinen Bundeskanzler, der nicht innerhalb seiner Kanzlerschaft als Redner gewonnen hätte.
- Kölsch:** Hier möchte ich gleich einhaken. Sie haben 2001 über Angela Merkel gesagt, sie sei eine schwache Rednerin – zumindest werden Sie in der "Frankfurter Rundschau" so zitiert. Wie sehen Sie das heute?
- Trotha:** Diese Frau ist deutlich, wirklich deutlich und nachhaltig besser geworden. Sie hat Witz und Lockerheit in der Sprache, die damals schon aufgrund der politischen Gesamtzusammenhänge von dieser Frau gar nicht zu verlangen und zu erwarten waren. Aber heute ist man glücklich und froh, dass sie diesen Witz und diese Lockerheit hat. Sie hat jedenfalls sehr, sehr viel an Sicherheit gewonnen. Wie gesagt: Orator fit, der Redner wird gemacht, und zwar durch Übung. Man kann das auch an vielen Bundestagsabgeordneten sehen. Sie sind in der Regel ja nicht so wahnsinnig bekannt, weswegen das immer nur die Menschen in deren jeweiligen Wahlkreisen erkennen können. Diese Verbesserung der Redefähigkeit aufgrund von Übung ist jedenfalls immer wieder feststellbar – am deutlichsten bei den Bundeskanzlern und Bundespräsidenten. Sie lernen als Redner in ihrem Amt hinzu, sie werden besser, klarer, deutlicher, lockerer und haben mehr Mut zur Persönlichkeit, wie sie z. B. Gerhard Schröder von vornherein in sehr hohem Maße hatte.
- Kölsch:** Wie wir erfahren durften, hat er das bereits sehr früh auf dem Fußballplatz gelernt. Kommen wir zum Thema "Rede und Wahrheit". Wie wahr muss eine Rede sein? Kann z. B. eine schlechte Politik durch eine gute Rede bekömmlicher werden? Wie ist da das Verhältnis? Wie haben Sie das einjustiert?
- Trotha:** Das ist ein sehr, sehr schwieriges Feld. Mangelnde Wahrhaftigkeit mag im Augenblick nützlich sein, aber auf die Dauer nützt sie nicht. Das schließt jedoch nicht aus, dass man Dinge so oder so verpacken kann. Es gibt ja diese hübsche Geschichte von einem Emir, der einen Traum hat und dann morgens den Traumdeuter kommen lässt, um zu erfahren, was der Traum zu bedeuten hat. Der Traumdeuter sagt: "Oh je, mein Emir, das ist ja furchtbar und schrecklich. Der Traum sagt, dass alle deine drei Söhne vor dir sterben werden." Der Emir findet diese Deutung natürlich grauenhaft und lässt diesen Traumdeuter köpfen. Anschließend lässt er den nächsten

Traumdeuter kommen. Dieser sagt ihm dann: "Oh, mein Emir, Herrliches liegt vor dir. Du wirst alle deine Söhne überleben." Das ist inhaltlich genau das Gleiche, aber doch sehr anders verpackt. Ich glaube, von Menschen, die von den Äußerungen, die sie machen, leben – und damit sind alle Politiker gemeint, alle Öffentlichkeitsarbeiter usw. –, zu verlangen, dass sie sich selbst schlecht machen, wäre einfach unvernünftig. Es ist also erlaubt, die Dinge gut verdaulich auszudrücken. Man muss dem Publikum schon abverlangen dürfen, dass es dann die richtige Message heraushört.

**Kölsch:**

Warum ist es denn so, dass gerade in Deutschland das Reden immer schon ein eher schwierigeres Thema war? Das liegt meiner Meinung nach nicht nur an der Nazizeit. Die Angelsachsen und auch die Franzosen haben diese Fähigkeit hingegen über Jahrhunderte hinweg immer geübt, womit sie eigentlich die Tradition der Antike aufnahmen, dass die Redekunst eine der herausragenden Künste sei – wenn nicht gleich überhaupt die Kunst schlechthin.

**Trotha:**

Das wurde in Deutschland einfach nicht angeboten. Die Ausbildung dieser Fähigkeit wurde in Deutschland schlicht und einfach nicht angeboten. Auf der Ausbildung in Deutschland lastet stattdessen bleischwer die Dominanz des Schriftlichen. Gut, den heutigen Kindern geht es diesbezüglich ein bisschen besser, aber wer von uns hatte dann in der Schule die Gelegenheit, mündliche Vorträge oder Referate zu halten? Das waren immer nur ganz, ganz wenige. An ein paar Eliteschulen wurde das möglicherweise immer schon gelehrt, aber im Großen und Ganzen ist das bis heute ein unbekanntes Terrain. Das geht dann in der Universität so weiter: Dort macht man als Studierender gerade mal ein kleines Referat, während auch dort im Prinzip alles andere schriftlich abgewickelt wird. In Deutschland gilt also: "Nur das Schriftliche ist bedeutsam!" Das heißt, es gibt in Deutschland eine gewisse Missachtung, eine mangelnde Würdigung des gesprochenen Wortes. Aber auf der anderen Seite ist das gesprochene Wort doch so ungeheuer wichtig: Jede Rede, jeder Auftritt ist eine PR-Maßnahme für den Redner. Wie wir beide von unseren Zuschauern wahrgenommen werden, hängt davon ab, wie wir diese PR-Maßnahme bezüglich unserer eigenen Person hinbekommen. Die Zuschauer halten dann den Daumen rauf oder runter. Das will man aber in Deutschland nur höchst eingeschränkt akzeptieren. Ich bin daher sehr, sehr stolz darauf, dass nun über den Verband der Redenschreiber z. B. im Freistaat Sachsen an allen Schulen solche Debattierclubs gegründet werden können – nicht müssen, sondern können. Ein Drittel der Schulen hat das jedenfalls bis heute getan. Ich bin z. B. gleich nach der Wende sofort in meine Heimatstadt Weimar gegangen, in die damals nach meiner Geburt in Gera meine Mutter mit mir gezogen ist, und in der ich aufgewachsen bin. Dort in Weimar betreiben ungefähr seit 1993, 1994 alle Gymnasien diese Debattierclubs. Es ist phantastisch, welches Echo man da bekommt. Ein großer Dank gilt also an den Lehrern, die das aufopferungsvoll organisiert haben, denn das war ja eine Zusatzarbeit für sie. Im Westen hat sich demgegenüber kein Lehrer bereit erklärt, diesbezüglich zusätzliche Arbeit zu machen. Im Osten jedoch haben sich die Lehrer dazu bereit erklärt, solche Zusatzaufgaben zu leisten. Es ist wunderbar, welches Echo da zu hören ist. Da gibt es z. B. Zehntklässler, die in der Klasse isoliert sind, die keinen Draht zu ihren Klassenkameraden haben oder die meinetwegen

verschüchtert wirken: In diesen Clubs tauen sie dann aber plötzlich auf und werden zu fabelhaften und integrierten Kindern. So ein Club hat also weit über die Redekunst hinaus eine positive Auswirkung auf die Entwicklung der Persönlichkeit dieser Kinder. Ich bin heilfroh darüber und hoffe, dass auch diese Sendung vielleicht ein kleines bisschen in die Richtung wirkt, die Bereitschaft zu stärken, solche Debattierclubs zu machen. Es gibt ja auch bereits "Jugend debattiert", eine von der Hertie-Stiftung dankenswerterweise in Gang gesetzte Aktion. Es gibt also bereits viele Dinge, die in diese Richtung wirken, aber das könnten durchaus noch mehr sein, damit wir eines Tages als Deutsche mit dem gleichen Freimut reden können – oder dass das doch wenigstens für einen höheren Prozentsatz unserer Leute gilt. Denn auch in England gibt es ganz bestimmt verklemmte Redner, die das Maul nicht aufbekommen, genauso wie es auch hervorragende deutsche Redner wie z. B. Helmut Schmidt oder Franz Josef Strauß gibt, die nicht in diese Debattierclubs gegangen sind. Aber so breit angelegt wie in den anderen Ländern ist das bei uns immer noch nicht. Es sollte sich aber dahin entwickeln.

**Kölsch:**

Das ist, wie ich denke, Ihre Mission, so habe ich Sie jedenfalls in Ihrem Buch, in Ihrer Arbeit in den Institutionen und auch heute in unserem Gespräch begriffen. Ich bedanke mich sehr herzlich, Herr von Trotha, für das Gespräch. Ihnen, verehrte Zuschauer, danke ich für Ihr Interesse. Ich hoffe, Sie haben ein bisschen Mut schöpfen können und erfahren, dass tatsächlich aus jedem ein Redner werden kann. Vielen Dank.